

dtv

Reihe Hanser

Marcus Sedgwick

**Das Glück ist blind
(aber nicht unsichtbar)**

Roman

Aus dem Englischen von
Renate Weitbrecht

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Marcus Sedgwick in der *Reihe Hanser*

Rot wie Blut – Weiß wie Schnee (dtv 62393)

Der Todeskuss (dtv 24807)

Revolver (dtv 24843)

Weißer Krähe (dtv 24884)

Sieben Monde (dtv 65007)

Das Glück ist blind (aber nicht unsichtbar) (dtv 65021)



Deutsche Erstausgabe 2016

2. Auflage 2016

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© Marcus Sedgwick 2013

Titel der Originalausgabe: ›She is not invisible‹
(Indigo [2013], a division of Orion Publishing Group Ltd. London
A Hachette UK Company)

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© Carl Hanser Verlag München 2016

Umschlag: Birgit Schössow

Gesetzt aus der Adobe Garamond 11,75/14

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-65021-2

Für Alice, weil sie einfach cool ist

Wenn man genau und scharf hinsieht, erkennt man das Glück, denn auch wenn dieses blind ist, so ist es doch nicht unsichtbar.

Francis Bacon – *Über das Glück*, 1612

Das erste Tor

Ein letztes Mal sagte ich mir, dass ich meinen kleinen Bruder nicht entführte.

Ich schwöre, dass ich nicht einmal auf diesen Gedanken gekommen war, bis wir in der U-Bahn saßen. Und als wir am Flughafen eintrafen, war es zu spät, um mir das Ganze noch einmal zu überlegen und Mamas Kreditkarte in ihren Geldbeutel zurückzustecken.

Es war auch zu spät, diese Kreditkarte *nicht* zu benutzen, um für uns, Benjamin und mich, zwei Flugtickets nach New York zu kaufen, und es war zweifellos viel zu spät, *nicht* fünfhundert Dollar aus dem stylischen Geldautomaten im Flughafen zu holen.

All das hatte ich bereits getan, doch ich gab Mama eine Mitschuld, weil sie sich ab und zu beim Online-Shopping von mir helfen ließ und weil sie mir die meisten ihrer PIN-Nummern verraten hatte.

Wie viele Straftaten ich an jenem Morgen auch begangen hatte, ich hatte einen sehr guten Grund für sie. Und der Gedanke, dass ich meinen Bruder entführte, ließ alles andere, was ich getan hatte, geringfügig erscheinen.

Ich muss Benjamin zugutehalten, dass er das Ganze so locker nahm, wie nur ein etwas seltsamer Siebenjähriger es

konnte. Er stand ruhig neben mir, mit seinem *Watchmen*-Rucksack auf dem Rücken, und wartete geduldig, während ich mich zu orientieren versuchte. Nichts lag ihm ferner, als in die Welt hinauszuschreien, dass seine große Schwester ihn gerade entführte. Seine größte Sorge war, ob Stan ein Flugticket brauchte.

Ich hielt seine Hand ganz fest. Wir waren irgendwo im Check-in-Bereich von Terminal 3. Es war laut und sehr verwirrend, und wir mussten den richtigen Schalter finden. Auf allen Seiten eilten Leute vorbei, und ich wusste nicht mehr, wo wir hereingekommen waren.

»Stan braucht kein Ticket«, wiederholte ich zum x-ten Mal, und bevor Benjamin seine nächste Frage stellen konnte, fügte ich hinzu: »Und nein, er braucht auch keinen Pass.«

»Aber wir schon«, sagte Benjamin. Er klang ein bisschen nervös. Ich wusste, dass seine Welt zusammenbrechen würde, wenn Stan nicht mitfliegen könnte.

»Ja, wir schon«, sagte ich.

Im selben Augenblick hörte ich zufällig jemanden, der an uns vorbeilief, von einem Flug nach New York reden und bekam Panik.

Ich holte tief Luft. Benjamin ist einfach großartig, und ich liebe ihn sehr, auch wenn er ab und zu nervt. Und ich brauchte ihn. Ich brauchte ihn *unbedingt*, sonst hätte ich ihn nicht *entführt*. Aber eigentlich war das gar keine Entführung.

»Wir brauchen Pässe, weil wir echte lebendige Menschen sind«, erklärte ich. »Und Stan ist nichts davon, so außergewöhnlich er auch ist.«

Benjamin dachte kurz darüber nach.

»Er ist echt«, sagte er.

»Ja, du hast recht«, sagte ich. »Tut mir leid. Er ist echt, aber er ist ein Stofftier. Er braucht keinen Pass.«

»Bist du dir wirklich sicher?«

»Ja, ganz sicher. Wie geht's ihm denn?«

Benjamin hielt eine kurze Zwiesprache mit Stan. Ich nahm an, dass er ihn wie üblich am Flügel hielt, so wie ich ihn an der Hand. Wir drei müssen ziemlich albern aussehen haben. Ich, der kleine Benjamin und ein schmutziger schwarzer Rabe.

»Es geht ihm gut, aber er vermisst sie alle.«

Mit »sie alle« meinte Benjamin die Menagerie von flauschigen Geschöpfen und Plastik-Superhelden in seinem Zimmer.

»Wir haben uns erst vor einer Stunde von ihnen verabschiedet.«

»Ich weiß, aber so ist Stan eben. Und er sagt, dass er Papa auch vermisst.«

Ich zog Benjamin weiter.

»Hör zu, Benjamin, du musst den Schalter finden, über dem Virginia Atlantic Check-in steht. Vielleicht kann Stan dir helfen. Haben Raben nicht sehr scharfe Augen?«

Das war eine Art Spiel, aber es klappte.

»Virgin Atlantic ...«, wiederholte Benjamin. »Los, komm. Das ist gleich hier! Tja, Stan, ich war schneller als du, obwohl du sehr scharfe Augen hast.«

Benjamin lief los, aber zu schnell. Ich umklammerte seine Hand und zog an ihr, um ihn daran zu erinnern, wie wir immer laufen. Das hatten wir vor Jahren gemeinsam ausgetüftelt, und Benjamin machte es Spaß, aber vermutlich konnte er es nicht erwarten, wieder in ein Flugzeug zu steigen. Seine Hand entglitt meiner, während er davoneilte.

»Benjamin!«, rief ich und wartete darauf, dass er zurückkam.

Es waren wahrscheinlich nur ein oder zwei Sekunden, aber ich verlor die Nerven und hastete ihm hinterher, stolperte über eine Tasche oder so etwas und schlug der Länge nach hin.

Trotz des Flughafenslärms hörte ich, dass die Leute um mich herum, die es mitbekamen, verstummten. Mir war bewusst, dass ich Aufmerksamkeit erregt hatte und einen komischen Anblick bot. Meine Beine hingen über der Tasche, und meine Arme lagen ausgestreckt vor mir auf dem Boden.

»Bin ich etwa unsichtbar?«, fragte ein Mann ärgerlich.

Meine Sonnenbrille war irgendwo hingeflogen. Ich hörte ihn seufzen.

»Warum schaust du nicht, wo du hinläufst? Da ist mein Laptop drin.«

Ich stand auf und schaffte es, dabei wieder an seine Tasche zu stoßen.

»Verdammt noch mal«, fluchte er.

»Tut mir leid«, murmelte ich. »Tut mir leid.«

Ich hielt den Kopf gesenkt, während der Mann schimpfend den Reißverschluss seiner Tasche aufzog.

»Benjamin?«, rief ich, aber er war bereits wieder an meiner Seite.

»Alles okay, Laureth?«, fragte er und drückte mir etwas in die Hand. »Hier ist deine Brille.«

Ich setzte sie schnell auf.

»Es tut mir wirklich leid«, sagte ich in Richtung des Mannes und streckte die Hand aus, damit Benjamin sie ergreifen konnte. »Wir sollten besser schauen, dass wir weiterkommen.«

Benjamin nahm meine Hand, und diesmal lief er mit mir auf unsere geheime Art.

»Da ist eine Schlange«, sagte er und blieb stehen. »Aber sie ist nur kurz.«

Das erste Tor, sagte ich zu mir. So hätte Papa es genannt. Die Person am Check-in-Schalter war die erste, an der ich vorbeikommen musste.

»Wir sind dran«, flüsterte Benjamin.

»Der nächste Fluggast, bitte!«

Das war die Frau am Schalter.

Ich drückte Benjamins Hand, bückte mich zu ihm hinab und flüsterte zurück: »Warte hier.«

»Warum?«

»Du weißt, warum«, erwiderte ich. Nun musste ich die wenigen Schritte zum Schalter allein laufen.

Ich war froh, dass es ein heißer Sommertag war, denn wenn draußen die Sonne scheint, wirkt es weniger befremdlich, wenn man selbst drinnen eine Sonnenbrille trägt. Nach meinem Sturz über die Tasche dieses grantigen Kerls wollte ich nicht noch mehr Aufmerksamkeit erregen.

»Wohin geht es heute?«, fragte die Frau schon, als ich noch gar nicht am Schalter angelangt war.

Ich dachte an Harry, meinen Freund aus der Schule. Er ist genial. Er hätte durch ein paar Schnalzer herauszufinden versucht, wo der Schalter war. Doch bei dem Lärm im Hintergrund wäre das wahrscheinlich nicht einmal ihm gelungen. Außerdem besteht dabei immer das Risiko, dass jemand meint, man tue so, als wäre man ein Delfin. Und das ist uncool. Stattdessen hob ich langsam, aber lässig, die Hände und stellte erfreut fest, dass ich die Entfernung fast richtig eingeschätzt hatte. Meine Schienbeine prallten zwar schmerzhaft gegen eine Stange unten vor dem Schalter, aber ich gab mir alle Mühe, keine Miene zu verziehen, und knallte unsere Pässe auf den Schalter.

»Äh, nach New York«, sagte ich. »JFK. 9 Uhr 55.«

Die Frau nahm unsere Pässe.

»Haben Sie Gepäck aufzugeben?«

»Äh, nein«, sagte ich. »Nur Handgepäck.«

Ich drehte mich um, zeigte ihr meinen Rucksack und winkte mit einer Hand in Richtung Benjamin, inständig hoffend, dass er dort stehen geblieben war, wo ich ihn zurückgelassen hatte.

»Ein Kurzurlaub? Haben Sie etwas Nettes vor?«

Ich sagte ihr die Wahrheit. Oder das, was sich hoffentlich als die Wahrheit erweisen würde.

»Wir besuchen unseren Vater«, sagte ich.

Sie zögerte.

»Wie alt sind Sie, Miss Peak?«

»Sechzehn.«

»Und das ist Ihr Bruder, oder?«

Ich nickte.

»Und er ist ...?«

»Oh, er ist sieben. Auf Ihrer Website hieß es, dass er mich begleiten kann, wenn er mindestens fünf ist. Er ist schon sieben. Und ich bin sechzehn, deshalb dachte ich, dachten wir, dass ...«

»Ja sicher«, sagte die Frau, »das geht in Ordnung. Ich habe nur gefragt. Aber hat dieser Vogel auch einen Pass?«

»Ich hab's dir doch gesagt!«, kreischte Benjamin irgendwo hinter mir.

»Schon gut, Junge«, sagte die Frau. »Ich habe nur einen Scherz gemacht. Er braucht keinen Pass.«

»Er braucht keinen Pass«, wiederholte ich. Dann kam ich mir dumm vor und hielt den Mund.

»Kann ich mir deinen Vogel mal anschauen?«, fragte die Frau über meine Schulter.

»Ich muss hier bleiben«, sagte Benjamin.

»Warum muss er da bleiben?«, fragte mich die Frau.

Das Gespräch entwickelte sich in die falsche Richtung.

»Ach, das ist nur so ein kindisches Spielchen«, sagte ich, um ein Lächeln bemüht. »Er muss natürlich nicht da bleiben, aber na ja, so sind kleine Jungs eben.«

»Geht es Ihnen gut, Miss Peak?«, fragte die Frau. Ihr Tonfall war plötzlich ernst.

»Jaja. Ich bin nur nervös, wissen Sie.«

»Ihr Flug geht erst in anderthalb Stunden. Sie haben also noch viel Zeit.«

Doch ich wollte so schnell wie möglich wegkommen.

»Oh, das ist es nicht«, sagte ich. »Es ist das Fliegen. Und dann ist da noch Benjamin, wissen Sie.«

Ich hörte die Frau lachen.

»Ich habe Zwillinge in seinem Alter«, verkündete sie. »Meine Jungs können ganz schön anstrengend sein. Und es sind zwei. Sie können sich also glücklich schätzen. Immer wenn wir in Urlaub fahren, könnte man meinen, wir hätten dem armen Land den Krieg erklärt.«

Ich lachte. Ich fand, dass ich sehr nervös klang, aber die Frau schien das nicht zu bemerken.

»Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Flug«, sagte sie.

Sie legte die Pässe auf den Schalter zurück.

»Ab 8 Uhr 55 geht's an Bord. Vom Flugsteig 35 voraussichtlich. Nur zur Sicherheit sollten Sie jedoch auf eventuelle Änderungen achten.«

Nun hatte ich nur noch das kleine Problem, dass ich die Pässe vom Schalter nehmen musste. Ich fuhr tastend mit der Hand darüber, und zu meiner Erleichterung fand ich sie sofort.

»Danke«, sagte ich. »Benjamin, nimm meine Hand. Du weißt, wie leicht du dich verirrst.«

Benjamin kam her und ergriff meine Hand.

»Ich doch nicht!«, protestierte er und vergaß vor Entrüstung, meine Hand zu drücken, um mir zu zeigen, wo es langging.

Ich erstarrte, obwohl ich ihn eigentlich nur vom Schalter der netten Frau wegbekommen wollte, bevor er irgendwelchen Schaden anrichten konnte.

»Wo müssen wir hin?«, fragte ich sie.

»Die Flugsteige sind eine Etage höher«, erwiderte sie.
»Die Rolltreppen sind da drüben.«

»Benjamin«, sagte ich. »Benjamin? Sollen wir ...?«

Aber zum Glück zog er mich bereits vom Schalter weg, in die richtige Richtung. Er ist wirklich gut zu mir, meistens jedenfalls.

Das erste Tor war passiert.

»Finden wir Papa jetzt?«, fragte Benjamin, während wir die Rolltreppe zu den Flugsteigen hinauffuhren.

»Ja«, sagte ich. »Jetzt werden wir Papa finden.«

Das Schwarze Buch

Ding ist ein Wort, das ich viel zu oft benutze, meint Mr. Woodell, mein Klassenlehrer, aber manchmal gibt es einfach kein besseres Wort.

Zum Beispiel gibt es zwei entscheidende Dinge, die man wissen muss, wenn man seinen kleinen Bruder entführt, selbst wenn es keine richtige Entführung ist: Erstens ist es viel einfacher, wenn er nicht weiß, dass er entführt wird, und zweitens hat man kein so schlechtes Gewissen dabei, wenn man einen wirklich guten Grund dafür hat.

Beides traf zu.

Was das erste Ding betraf, so war Benjamin perfekt. Er war alt genug, um mir eine Hilfe zu sein, und jung genug, um nicht zu wissen, dass man nicht einfach so an einem frühen Samstagmorgen aus dem Haus geht, um mit seiner großen Schwester nach Amerika zu fliegen.

»Kommt Mama nicht mit?«, hatte er gefragt, als ich ihn geweckt hatte.

»Mama ist heute bei Tante Sarah, weißt du das nicht mehr?«

Es war erst sieben Uhr, noch dazu an einem Samstagmorgen. Mama hatte sich bereits auf den Weg nach Manchester gemacht – um den schlimmsten Verkehr zu ver-

meiden, hatte sie gesagt. Vor ihrem Aufbruch hatte sie mir noch strikte Anweisungen gegeben, wann ich Benjamin wecken sollte, was ich ihm zu essen geben sollte und so weiter, als hätte ich das nicht schon x-mal getan. Wenn ich an den Wochenenden und in den Ferien zu Hause bin, kümmere ich mich oft um Benjamin, weil Mama im Schichtdienst arbeitet und zeitweise kaum daheim ist. Und Papa, na ja, er ist zurzeit oft unterwegs. In seiner Fantasiewelt, sagt Mama.

Was das zweite Ding betraf, so hatte alles erst am Vorabend begonnen, als ich Papas E-Mails gecheckt hatte. Papa zahlt mir zwanzig Pfund im Monat dafür, dass ich seine Fanpost und andere Mitteilungen beantworte, die er über seine Website erhält. Anfangs erledigte ich diese Aufgabe nur dann für ihn, wenn er verreist war, doch schon bald bat er mich, sie ganz zu übernehmen, weil sie mir leichtfiel und weil er sich weniger gestresst fühlte, wenn er nicht jede einzelne Nachricht lesen musste.

Wenn etwas Wichtiges dabei ist, was Papa wissen muss, sage ich es ihm. Andernfalls schicke ich eine der Standard-Antworten zurück, die stets griffbereit in einem Ordner auf seinem Desktop gespeichert sind, denn neunzig Prozent der E-Mails fallen in eine von drei Kategorien.

Es gibt eine Antwort auf Mails wie: »Ich versuche mich als Schriftsteller/in und würde mich sehr freuen, wenn Sie lesen, was ich geschrieben habe.« Dann gibt es noch eine Antwort auf Mails wie: »Ich habe Ihr Buch gelesen und liebe es. Bitte schreiben Sie noch mehr.« Und schließlich gibt es noch eine Antwort auf Mails wie: »Ich würde gern wissen, wo Sie Ihre Ideen herbekommen.«

Natürlich sind die Mails immer ein bisschen anders formuliert, aber ansonsten sind sie mehr oder weniger gleich.

Als Papa mir von den vorformulierten Antworten erzählte, war ich zunächst entsetzt. Ich sagte zu ihm, dass das undankbar von ihm sei – ohne die Leute, die seine Bücher kaufen und lesen, wäre er schließlich arbeitslos. Er schwieg eine Weile und meinte dann: »Ja, Laureth, da hast du schon recht.«

Er seufzte. »Glaub mir, es bedeutet mir sehr viel, dass ich solche Briefe erhalte. Aber im Moment bin ich einfach sehr beschäftigt ...«

Ich war immer noch nicht davon überzeugt, dass diese Vorgehensweise richtig war, aber die Aussicht auf etwas mehr Taschengeld war zu verlockend. Die Liste von Hörbüchern, die ich gerne hätte, ist immer so lang wie mein Arm, deshalb willigte ich ein.

Ach ja, es gibt noch eine vierte Kategorie von E-Mails. In denen stehen Dinge wie: »Ich habe Ihr Buch gelesen und fand es grottenschlecht. Einfach beschissen. Sie sind ein miserabler Schriftsteller.« Solche Mails schätzt Papa weniger.

Wir haben keine vorformulierte Antwort für diese Kategorie, weil Papa meint, dass wir unhöflichen Leuten nicht antworten müssen. Ich werde sauer, wenn ich so eine Mail öffne. Ich finde Papas Bücher wirklich gut. Jedenfalls die meisten. Er arbeitet so hart an ihnen, und ich kann nicht fassen, wie leicht es manchen Leuten fällt, gemein zu sein. Das passiert nicht oft, aber als ich das erste Mal so eine Mail las, wollte ich eine richtig böse Antwort zurückschicken. Doch dann fragte Papa mich, warum ich das wollte. Was würde das bringen? Er stieß ein freudloses Lachen aus und warnte mich, mich auf solche Leute einzulassen. Er ist

mit einer Schriftstellerin befreundet, die einmal auf eine E-Mail, in der ein Roman von ihr kritisiert wurde, mit einer Schimpfkanonade geantwortet hatte. Sie nannte den Verfasser der Mail einen ignoranten Affen, der nur *Stroh* im Kopf hat, nur dass sie nicht *Stroh* sagte. In der darauffolgenden Woche kursierte ihre Antwort im Internet und verursachte ihr Ärger ohne Ende. Zum Beispiel wird sie nicht mehr gebeten, auf Buchfestivals zu lesen.

Jedenfalls arbeitete ich mich wie üblich durch Papas E-Mails und verschickte seine vorformulierten Antworten. Wenn ich eine Mail besonders nett finde, füge ich der Antwort ein paar persönliche Zeilen hinzu, denn ich weiß genau, was Papa schreiben würde. Plötzlich stieß ich auf eine Mail, die anders war. Ganz anders.

Ich hatte VoiceOver, das Vorleseprogramm auf Papas Mac, fast auf die höchste Geschwindigkeit eingestellt, deshalb bekam ich die Betreffzeile beim ersten Hören nicht richtig mit.

Ich fummelte an den Einstellungen des Computers herum, um das Vorlesetempo zu verlangsamen, und spielte die Betreffzeile noch einmal ab.

Das Schwarze Buch.

Das machte mich stutzig, denn so nennt Papa sein Notizbuch. Er hat viele Notizbücher, gebundene Notizbücher. Er verwendet immer die gleichen und nennt jedes „das Schwarze Buch“. Dabei sind alle weiß. Das findet er offenbar witzig. Ich verstehe nicht so recht, warum.

Mich fröstelte, während ich die Nachricht abhörte.

Die Mail kam von einem gewissen Michael Walker. Er schrieb, er hätte Papas Notizbuch gefunden. Er hätte innen auf dem Buchdeckel Papas E-Mail-Adresse gesehen und wolle Anspruch auf die versprochene Belohnung erheben.

Die Mail endete folgendermaßen:

Da die Belohnung 50 englische Pfund beträgt, gehe ich wohl recht in der Annahme, dass Sie Engländer sind. Ich würde gerne wissen, welchem Betrag in Dollar das entspräche, wenn ich Ihnen Ihr Buch zurückgäbe.

Hochachtungsvoll

Michael Walker

Was mich frösteln ließ, war das Wort *Dollar*.

Mir war klar, dass das auf Amerika hindeutete. Was, gelinde gesagt, sonderbar war, weil Papa eigentlich in Europa sein sollte. In der Schweiz.

Irgendetwas stimmte nicht. Papa ist zwar nicht gerade der normalste Mensch der Welt, aber selbst für ihn war das ein ungewöhnliches Verhalten.

Ich ging Mama suchen und fand sie in ihrem Schlafzimmer. Vermutlich packte sie für ihren Besuch bei Tante Sarah.

»Sag, Mama, werden irgendwo in Europa Dollars benutzt?«, fragte ich sie.

»Du bist sechzehn, Laureth. Du kannst deine Erdkunde-Hausaufgaben inzwischen alleine machen.«

»Es sind Sommerferien, Mama«, sagte ich. »Das ist keine Hausaufgabe. Ich will nur wissen, in welchen Ländern Dollars als Zahlungsmittel benutzt werden.«

»Warum schaust du das nicht nach? Google es doch. Du musst selbstständiger werden.«

An jedem anderen Tag hätte das genügt, um mich aufzuregen. An jedem anderen Tag hätte ich sauer reagiert, denn einerseits lässt Mama mich nichts allein machen, und andererseits erklärt sie mir ständig, ich müsse lernen, mich

besser um mich selbst zu kümmern, weil niemand sonst das tun würde. Eigentlich grenzte es an ein Wunder, dass sie ohne uns zu Tante Sarah fuhr und sogar bei ihr übernachtete. Das zeigte, in was für einer Stimmung sie war.

»Schon gut«, sagte ich.

Dann fragte ich sie, um einen möglichst beiläufigen Ton bemüht: »Wo ist Papa eigentlich gerade?«

Sie seufzte.

»In Österreich. Oder in der Schweiz. Irgendwo in der Gegend.«

»Wann hast du das letzte Mal von ihm gehört?«

Ich hatte seit Tagen nichts von ihm gehört, was höchst seltsam war. Normalerweise schafft er es ganz gut, mit mir in Verbindung zu bleiben, zumindest per SMS.

»Dafür habe ich jetzt keine Zeit, Laureth.«

Sie seufzte wieder. Ich wartete.

»Ungefähr vor einer Woche. Vielleicht ist es auch schon länger her. Warum?«

»Weil er eine E-Mail bekommen hat. Jemand hat sein Notizbuch gefunden. In Amerika.«

Mama sagte nichts, hörte jedoch kurz auf herumzulaufen. Dann packte sie weiter.

»Ich glaube, dass ihm etwas passiert ist«, sagte ich. Mama antwortete nicht.

»Mama, ich habe gesagt ...«

»Ich hab's gehört. Wahrscheinlich spielt ihm da jemand einen Streich. Das ist alles.«

»Mama ...«

Da schrie sie mich an.

»Laureth! Lass es gut sein, ja?«

Danach verfiel sie in Schweigen. Ich stampfte in das kleine Gästezimmer zurück, das Papa als Büro benutzt,